

Literatur

Idee der Ideenvernichtung

Verbrannt, vergessen, aber eben doch nicht verloren: Ein gewaltiges Projekt macht Bücher wieder zugänglich, die 1933 verbrannt wurden, unter anderem Bücher von Theodor Heuss und Walther Rathenau.

In Göttingen wurde die nationalsozialistische Bücherverbrennung 1933 zum Postkartenmotto: Auf dem Adolf-Hitler-Platz, der heute Albiniplatz heißt, türmt sich ein brennender Büchergarten, vor der Albanischule ist ein Fackelzugmarsch von Bürgern und Uniformierten zu sehen, die in die Flammen starren. Wer mag eine solche Karte wohl verschickt haben? Und was hat er darauf geschrieben? Das Göttinger Bild hätte man von Schleswig bis Rosenheim, von Königsberg bis Breslau ähnlich fotografieren können, und zwar nicht nur am 10. Mai, sondern von Frühjahr bis Oktober 1933.

Wie die Bücherverbrennungen in zweihundertsechzig Städten vor sich gingen, wer sie organisierte und dort Reden hielt und wie sie medial verarbeitet wurden, zeigt nun ein umfassender Aufsatzband unter der Herausgeberschaft von Julius H. Schoeps und Werner Tress, beide Historiker am Potsdamer Moses Mendelsohn Zentrum. In den Einzelstudien wird deutlich, was auch der Präsident der Berliner Humboldt-Universität, Christoph Markschies, beim 75. Gedenktag der Autodafés noch einmal betonte: Die Bücherverbrennungen geschahen „aus der Mitte der Universitäten“ heraus und kamen nicht etwa über sie. Bis in die Leihbibliotheken und Schulen der Kommunen hinein, auch das zeigten die verschiedenen Aufsätze, fand die Idee der Ideenvernichtung begeisterte Anhänger, wenn sie auch vereinzelt auf Widerstand stieß.

Die Beiträge lassen neben der bislang als hauptverantwortlich geltenden Deutschen Studentenschaft insbesondere die Hitlerjugend und den Kampfbund für deutsche Kultur als Handelnde erkennen – so organisierte die HJ auch in Kleinstädten und Dörfern Bücherverbrennungen. In seinem einleitenden Essay gibt Werner Tress einen Überblick über „Phasen und Akteure der Bücherverbrennung“. Er kritisiert die Fixierung der Gedankenkultur auf das Ereignis der Berliner Veranstaltung auf dem Opernplatz und der dortigen Brandrede von Joseph Goebbels. Durch diese Fixierung werde das flächendeckende Ausmaß der Aktio- nen heute vielfach verkannt, obwohl 1933 deutschlandweit insgesamt dreihundertneunzig öffentliche Bücherverbrennungen nachzuweisen sind: „Vielorts waren die Bücherverbrennungen ein symbolischer Schlussstein derjenigen Maßnahmen und Ereignisse, mit denen in den Wochen und Monaten zuvor die neuen politischen Machtverhältnisse von der zentralstaatlichen auf die kommunale Ebene übertragen worden waren.“

Die Studie bietet reiches Quellenmaterial aus den Stadtarchiven und Lokalzeitungen, Flugblättern und Aushängen von den zur Denunziation dienenden „Schandpfählen“, die vielerorts aufgestellt wurden. Dabei wird die Bandbreite der Brandhierarchie von den kläglichen Dorfplatzreden bis zu den bildgewaltigen Suadas der Hochschulgermanisten deutlich: In Göttingen hielt der im Fach Theologie promovierte Privatdozent Gerhard Fricke eine regelrechte Predigt gegen die Feinde des Deutschtums, in der er jüdische Schriftsteller als „Wolke

von Insekten“ bezeichnete, die sich „auf dem Rücken des zerschundenen und ohnmächtigen Deutschland niedergeleßen“.

Die Wirkung solcher Aktionen „wider den undeutschen Geist“ war verheerend und nachhaltig. Was 1933 auf diese Weise großteils erfolgreich aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt wurde, soll heute durch ein editorisches Großprojekt einer breiten Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden: Der Hildesheimer Olms Verlag beginnt die Publikation einer „Bibliothek verbrannter Bücher“, die auf 120 Bände angelegt ist und auch Übersetzungen fremdsprachiger Schriftsteller berücksichtigt. Eine Liste der Autoren findet sich unter www.verbrannte-buecher.de.

Unter den ersten zehn bereits als Kasette veröffentlichten Titeln findet sich neben André Gides kolonialkritischem Reisebericht „Kongo und Tschad“, frühen Erzählungen von Anna Seghers und zwei zum Glück nicht ganz vergessenen Werken von Kästner und Kafka ein Roman der gebürtigen Wienerin Gina Kaus: „Morgen um Neun“, eine neusachlich-kritische Sichtung des Ehebundes in Dialogstil, wurde 1932 viel gelesen und ist stilistisch vielleicht dem heute etwas bekannteren Werk Irmgard Keuns vergleichbar. Im Schuber sind außerdem zwei einflussreiche politische Bücher: Walther Rathenau bereits 1912 verfasste civilisationspessimistische Schrift „Zur Kritik der Zeit“, ein Vorläufer von Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“, und „Hitlers Weg“ von Theodor Heuss, das vor der Verbrennung acht Auflagen erlebte. Die Texte werden als Faksimiles der 1933 aktuellen Ausgaben präsentiert, mitunter also noch in Fraktur gesetzt wie etwa das Buch von Heuss. Ob das dem erklärten Ziel der Herausgeber zuträglich ist, die Titel gerade auch heutigen Schülern nahezubringen, ist fraglich; andererseits hätte eine Verwendung späterer Druckausgaben – sofern es diese überhaupt gab – die editorische Einheitlichkeit des Projekts zerstört. Die Einzelteile sind mit Nachworten, zum Teil auch mit Essays und Literaturverzeichnissen versehen.

In seinem „Buch der verbrannten Bücher“ hat Volker Weidermann, Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, mit beinahe hundert Porträts verfehlter und vergessener Schriftsteller diese wieder ins Bewusstsein gerufen. Die vorliegende Ausgabe bietet nun die Möglichkeit, sich intensiv mit den Gesamttexten der verbrannten Werke auseinanderzusetzen. In seinem denkwürdigen Gedicht „Die Letzten“ hat der ebenfalls verfehlte Dichter Hans Sahl einmal über sich und seine Leidensgenossen den folgenden zynischen Satz gesagt: „Unser Schicksal steht unter Denkmalschutz.“ Er lässt den allzu oft gepflegten Brauch anklingen, dass die vergessenen Autoren nur für den kurzen Moment einer Gedenkveranstaltung wachgerufen werden, ohne dabei tatsächlich erschlossen zu werden.

Die „Bibliothek verbrannter Bücher“ ist nicht nur ein symbolisches Denkmal, sondern eine handgreifliche, seitensstarke Reihe, die am Ende gut fünf Regalmeter einnehmen wird. Diesen Raum zu ermessen wird Fleiß und Mühe erfordern, aber man sollte sich dieser Aufgabe stellen.

JAN WIELE

„Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933“. Hrsg. von Julius H. Schoeps und Werner Tress. Georg Olms Verlag, Hildesheim 2008. 850 S., geb., 24,90 €.

„Bibliothek verbrannter Bücher“. Die ersten zehn Bände im Schuber. Eine Auswahl der von den Nationalsozialisten verfehlten und verbotenen Literatur. Hrsg. von Julius H. Schoeps. Georg Olms Verlag, Hildesheim 2008. 98,- €. (Beide Titel zusammen kosten 102,95 €.)

Als die Siedler aus Rachsucht die Einwohner von Pangi aufforderten, Unkraut oder Dornen mit in die mit der Schnur gezogenen Pflanzungen zu säen, haben die Melanesier womöglich gedacht, sie sollten einfach die Dinge in ihren Ausgangszustand zurückversetzen. Schlussendlich war das nicht.

Auf den Höhen des Apma-Landes, bei Ilamre, bog ich das Gebüsch zur Seite, und fand, gleich einer Rote auf einer Lichtung weidenden Wilds, die großen Blätter der Tarowurzel. Sie gaben mir das Gefühl von Frieden, von Civilisation. Für die Leute von hier ist der Taro weiblich, der Yams männlich. Unten im Boden ist die längliche Form des Yams mit seinen rötlichen Färbungen ein Penis ohne Vorhaut. Der Yams wird auch von Kalksteinen symbolisiert, die die Männer während ihrer ausgedehnten Wanderungen mitnehmen. Sie ähneln den phallischen Steinen, die seit dem Paläolithikum, entweder in den Himmel gereckt oder in der Scheide des Bodens verborgen, in allen Kulturen anzutreffen sind.

Für den Yamsanbau haben die Männer vom Sa-Volk den Gol erfunden, ein seltsames Ritual, das sie in der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Einmal im Jahr, nach der Ernte, bevor die Felder wieder eingesät werden, bauen die Männer in den Dörfern einen Turm aus Geäst um einen hohen Baum und beweisen ihre Männlichkeit, indem sie kopfüber, mit ausgebreiteten Armen, wie Flügeln, hinunterspringen, dabei hängen ihre beiden Knöchel an die Spitze des Turms geknüpft ist und ihren Fall anhält, bevor sie am Boden aufschlagen. Die auf diese Weise von der Brust der Männer geflügelte Erde wird neue Wurzeln hervorbringen.

Ich bin einige Male mit Alan Bebè, Willys Sohn, auf der Straße nach Pangi gegangen. Ein Mann von etwa dreißig Jahren, klein, mit herkuleischen Kräften begegnet. Wahrscheinlich ist er der bekannte Ni-Vanuatu auf der Welt. Sein Foto erscheint auf den Webseiten und den Tourismusbroschüren von Pentecost. Er ist bescheiden, das alles ist ihm sicher bekannt, aber es ist ihm gleichgültig. Er spricht nicht. Er geht schnell, hinter ihm sein Sohn und seine Tochter, von fünf und sieben Jahren, ebenso vergnügt und unbändig, wie Alan ernst ist. Der Geist des Gol ist ständig bei ihm, erklärt mir Willie. Seine krausen Haare wachsen wie ein Plateau oben auf seinem Kopf. Wenn Alan nicht springt, arbeitet er auf den Feldern und fischt ein wenig. Er ist einer der mysteriösesten Männer an der Bucht von Homa.

Die Pflanze, die dem kolonialen Zugriff auf den Inseln, besonders auf Pentecost, entging, ist der Kava (mit wissenschaftlichem Namen *Piper methysticum*). Diese Pflanze ist mit dem Volk der Melanesier, mit seiner Geschichte, seinen Träumen verbunden. Es ist die Pflanze, die Frieden schenkt.

Heute warten Säcke mit zerkleinertem Kava auf den Stränden, in Melissi, in Pangi. Der Frachter des Ortes wird die Säcke aufladen und nach Port-Vila bringen, von dort werden sie in Kühlcontainern in alle Länder gebracht, wo das Getränk konsumiert wird, in Ozeanien, aber auch in Australien, den USA und sogar in Deutschland.

Im Zentrum von Port-Vila, beim chinesischen Hotel, finden sich die Kava-Bars, langgestreckte Räume, gekühlt von antiken Klimaanlagen, die an Turboproppflieger erinnern. Es herrscht die Dämmerung einer Höhle, die nur vom grünen Leuchten der Jukebox und kleinen Lämpchen auf der Theke erleuchtet ist. Man wähnt sich in einer Seemannsbar, als es hier noch amerikanische Marinebasen gab – ohne die Taxi-Girls. Kava braucht offenbar dieses Zwielicht. Vielleicht zur Erinnerung an das Blätterdach des Regenwaldes. Oder wegen des Geistes, der in ihm steckt – aber welche Pflanze enthält keinen Geist? Am Nachmittag ist nicht viel los. Keine Frauen – sie sind nach der Tradition vom Kava-Ritus ausgeschlossen, aber anscheinend wird diese Tradition nur noch in den Bars von Port-Vila aufrechterhalten! Ab der Dämmerung strömen die Leute. Der Kava ist ein Getränk der Nacht. Er betäubt die Schleimhäute, verlangsamt den Körper, aber nicht den Geist. Er versetzt in einen Schwebzustand.

In Oveua tranken die Aufständischen Kava, als der fatale Angriff auf die Höhe stattfand. Ebenso während der nächtlichen Wachen, vor der Nacht des Massakers an den Geiseln. Kava wurde während der allgemeinen Trauer getrunken, als die Kanaken endlich die Überreste der Ihren beerdigten konnten, die die französische Armee erschossen und in Säcken abtransportiert hatte.

Der Kava ist nicht nur ein Getränk der Ni-Vanuatu. Wie das Coca bei den Indios der Anden ist er die Pflanze, die den

FEUILLETON

Neue Sachbücher

Der Bodensatz aus Pandoras Büchse

Epidemien lassen sich heute wirksam bekämpfen. Aber ihr Schrecken steckt tief im kollektiven Gedächtnis. Manfred Vasolds vorzügliche Geschichte der Seuchen in Europa erinnert daran.

Noch in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts gab es auf einigen griechischen Inseln Aussätzige. Um Touristen nicht zu verschrecken, sprachen die Behörden nicht von Lepräfällen, sondern von „Morbus Hansen“, wie diese Krankheit seit der Entdeckung des Erregers durch einen norwegischen Arzt und Zoologen im Jahr 1873 heißt. Denn auf Seuchen reagieren Menschen auch heute noch mit Panik, obgleich die moderne Medizin gegen die meisten der zum Teil recht alten „Geißeln der Menschheit“ mittlerweile wirksame Heilmittel zur Verfügung hat und selbst eine neue Seuche wie Aids inzwischen als weitgehend therapiert gilt.

So überrascht es nicht, dass historische Sachbücher über Seuchen weiterhin Konjunktur haben. Manfred Vasold, der als Sachbuchautor gerne medizinhistorische Themen aufgreift, hat jetzt eine weitere Seuchengeschichte vorgelegt. Von dem früheren Versuch aus dem Jahr 1991 unterscheidet sich diese Neuerscheinung vor allem durch das handliche Format und die Fokussierung auf archivale Quellen aus dem süddeutschen Raum. Dennoch wird der grenzübergreifende Kontext von Seuchenausbrüchen nicht ausgelendet.

So beginnt das Buch mit einem Kapitel über die Pest in Asien und Afrika, das zeitlich vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts bis in die Gegenwart reicht. Darin erfährt man beispielsweise, dass entgegen häufig anderslautenden Darstellungen nur ein Forscher für sich den Ruhm in Anspruch nehmen darf, der Entdecker des Pestregers zu sein, nämlich Alexandre Yersin (1863 bis 1943), und der lange Streit mit dem Japaner Shibasaburo Kitasato (1853 bis 1931) längst zugunsten des gebürtigen Welschschweizers entschieden ist.

Ein anderer Streit, bei dem die Fronten quer zu den Fachdisziplinen – Medizingeschichte und Epidemiologie – verlaufen, ist dagegen noch nicht beendet. Es geht um die Frage, ob die von den Zeitgenossen als „Pest“ bezeichneten Seuchenausbrüche in der Zeit vor der Entdeckung des Erregers, also vor dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts, eine Lungen- oder Beulenpest im heutigen Sinne waren.

Dabei steht vor allem der „Schwarze Tod“ in den Jahren 1347–1351 im Blickpunkt.

Vasold führt die Argumente der Befürworter und Gegner an. Er selbst neigt der Auffassung zu, dass es im vormodernen Europa keine durch den Rattenfloh ausgelöste Pest gegeben habe, auch wenn einige Forscher glauben, in DNA-Proben aus mittelalterlichen Pestfriedhöfen den Erreger *Yersinia pestis* nachweisen zu können. Auch die These, dass es Menschen- und nicht Rattenflöhe waren, die für die rasche Ausbreitung der Pest im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit sorgten, wird vom Autor eher skeptisch beurteilt.

Zu Recht stellt Vasold angesichts des weiter schwelenden Streits die Frage, ob es überhaupt besonders wichtig ist zu wissen, um welche Infektionskrankheit es sich handelt. Es gibt inzwischen nicht wenige Medizinhistoriker, die eine retro-



Die 1918 ausgebrochene Grippe-Pandemie forderte Millionen von Opfern. Amerikanische Rotkreuzschwestern stellen im Frühjahr 1919 Mundschutzbinden her.

Foto AKG

spektive Diagnose angesichts der Quellenlage für wenig sinnvoll halten und stattdessen ihr Augenmerk viel eher auf den Umgang unserer Vorfahren mit ständig wiederkehrenden Seuchen richten. Vasold kennt nicht wenige dieser sozialgeschichtlich orientierten Untersuchungen, lässt deren Ergebnisse jedoch nur am Rande einfließen, etwa im Kapitel über die große Grippe-Epidemie in den Jahren 1918/19.

An Münchner und Nürnberger Archiven demonstriert er, wie damals die Menschen mit einer Seuche umgingen, die man schon länger kannte, die aber erstmal pandemische Ausmaße hatte und weltweit so viele Opfer wie nie zuvor forderte. Allein im Deutschen Reich waren damals 250 000 bis 300 000 Grippeopfer zu beklagen. In Indien wütete dagegen die Spanische Grippe, wie sie alsbald genannt wurde, sehr viel schlimmer. Man spricht von fast siebzehn Millionen Opfern auf diesem Subkontinent allein. Ob die Grippe-Pandemie von 1918/19 kriegsentscheidend war, darüber lässt sich trefflich spekulieren. Vasold hält sich mit seinem Urteil zurück. Für ihn ist die Spanische Grippe lediglich ein Faktor, der die deutsche Kapitulation beschleunigte.

Leider endet Vasolds Darstellung in diesem Fall mit dem Ersten Weltkrieg. So kommen die brutalen und meist tödlich verlaufenden Menschenversuche, die nationalsozialistischen Ärzte an KZ-Häftlingen mit dem Ziel durchführten, deutsche Soldaten besser gegen den Erreger zu schützen, nicht zur Sprache. Offenbar ist Vasold das erschütternde Buch von Paul Weindling zur Fleckfieberforschung in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entgangen. Auch andere Kapitel – etwa jenes über Syphilis – zeigen, dass der Autor nicht immer auf dem neuesten Forschungsstand ist. Gleichwohl ist diese Seuchengeschichte aus einer Hand insgesamt durchaus gelungen und kann empfohlen werden.

RÖBERT JÜTTE

Manfred Vasold: „Grippe, Pest und Cholera“. Eine Geschichte der Seuchen in Europa. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008. 310 S., Abb., geb., 24,90 €.

Geist des Ortes enthält, er ist ihre Sprache, ihr kollektives Gedächtnis. Eben aus diesem Grund haben ihn wohl die Kolonialregierungen verboten.

Woher der Kava kommt, ist ein Geheimnis. Die Wurzel wird im gesamten Pazifikraum geerntet, von Polynesien bis zu den Sunda-Inseln, von den winzigen Inselchen Mikronesiens bis Neuseeland. Schon die ersten westlichen Reisenden – vor allem Cook – erwähnen sie. Einige (so Layard) meinen, der Kava stamme aus Indonesien beziehungsweise Malaysia, und vergleichen ihn mit der Betelnuß. Vincent Lebot (Kava, the Pacific Drug) sieht in ihm eine in den Neuen Hebriden, genauer auf Pentecost, beheimatete Pflanze. Wahrscheinlich hat er recht, denn noch heute stimmen alle Melanesier darin überein, dass die Pflanze aus Kava die beste ist.

Das Rezept zur Herstellung des Getränks ist überall das gleiche. Wenn die Pflanze fünf Jahre alt ist, wird die Wurzel ausgegraben und zerkleinert, um den Saft zu gewinnen. Auf Ambae, auf Malekulo, wird die Wurzel in einem Steinmörser zerstoßen. Auf Ambrym und Raga zerreibt man sie mit Hilfe eines Stößels aus Koralle in der Handfläche.

Die Legende spricht ihre Entdeckung einer Frau zu. Auf Tonga wird erzählt, die erste Pflanze sei aus dem Kopf eines Mädchens gewachsen, das an Lepra gestorben war. Eine Frau hatte beobachtet, wie jeden Abend eine Maus kam, um an der Wurzel zu nagen.

Auf Raga hat die Legende noch ungehörlicher Weise die Empfindung göttlicher Anwesenheit.

Kritik in Kürze

Begründeter Jargon

Nicht unoriginal, den Unterschied zwischen sozialen Systemen als Unterschied zwischen Sprachen zu behandeln und zu versuchen, ihn nach Art eines Sprachführers zu überbrücken, wie es dieses Buch tut. Man erfährt auf diese Weise viel über die Anwälte, lernt ihr Kauderwelsch kennen und bekommt einige Sprachbrocken zu kaufen. Besonders gescheit und witzig ist das Kaufrecht. Amüsant sind auch manche Bemerkungen zu Titeln. Zu „Jurist“ etwa heißt es: „Gar kein Titel, sondern auf Visitenkarten so aussagekräftig wie Direktor, General Manager, Häuptling oder Chef“. Die unvermeidliche Eisenbahndefinition des Reichsgerichts von 1879 leitet zur Kritik über. Man kennt die Definition und kann nur noch einmal darüber schmunzeln. Man kennt überhaupt inzwischen diese Art von Schmunzelbüchern. Der Verlag bietet noch zwei weitere an: „Chef“ und „Arzt“. Jetzt sollte er noch je eines zu „Banker“, „Pastor“, „Abgeordneter“ und „Lehrer“ machen und es dann gut sein lassen. Denn der Witz hat Grenzen. Man merkt es an der Sprachkritik. Das Genre trägt sie nicht. Berufe haben nun einmal ihre eigene Sprache und lassen sie sich nicht nehmen, weil sie wie ein Erkennungszeichen wirkt. Das kann ein Humorist nicht wegspülen. Der Verfasser kritisiert zum Beispiel die doppelte Verneinung. Deutsch sei „begruendet“. Der Anwalt jedoch sage „nicht unbegründet“, „Begründet“ und „nicht unbegründet“ sind aber durchaus nicht dasselbe. Ebendeshalb beginnt diese Besprechung mit einer doppelten Verneinung. Sie bedeutet: Zwei minus. (Dr. Ralf Höcker: „Langenscheidt Sprachführer Anwalt-Deutsch/Deutsch-Anwalt“. Wir verstehen uns vor Gericht. Langenscheidt Verlag, München 2008. 128 S., geb., 9,95 €.)

Körpergeld

Vierzigtausend Studentinnen sollen es sein, die nach einer Schätzung der französischen Studentengewerkschaft SUD aus dem Jahr 2006 in Frankreich dem Nebenjob Prostitution nachgehen, um dem Geldmangel zu entkommen. Laura D., Jahrgang 1988, ist achtzehn Jahre alt, als sie sich an der Pariser Universität einschreibt und schon bald in ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten gerät. Das Geld, das sie in einem Callcenter verdient, reicht nicht einmal für die Miete. Eine Anzeige im Internet geht der jungen Frau schließlich nicht mehr aus dem Kopf, in der ein „junggebliebener Fünfzigjähriger“ nach „gelegentlicher Masseuse, gerne Studentin“ sucht. Als sie ihre Miete wieder nicht bezahlen kann, sagt sie zu. Mit den bis zu zweihundertfünfzig Euro in der Stunde, die sie nun verdient, hat sie finanziell ausgesorgt. Dafür wird ihr die Scham zum ständigen Begleiter. Es war die junge Soziologin Eva Clouet, die Laura D. ermutigte, ihre Erfahrungen in „Mein teures Studium“ aufzuschreiben. Für ihre Diplomarbeit über Prostitutionsstudien, deren Ergebnisse im Nachwort dieses Berichts zu finden sind, suchte Clouet nach Betroffenen. Das Buch berichtet vom Reiz des schnellen Geldes und den